

MARCEL KRUEGER · PAUL SULLIVAN

BERLIN

Ein literarischer Stadtführer



BeBra Verlag



Marcel Krueger / Paul Sullivan

Berlin

Ein literarischer Stadtführer

BeBra Verlag

Diese Übersetzung von BERLIN: A LITERARY GUIDE erscheint
mit Genehmigung von Bloomsbury Publishing Plc.

Inhalt

7	Vorwort zur deutschen Ausgabe
9	Einführung
35	Die historische Mitte
35	Stadtschloss
49	Unter den Linden und Brandenburger Tor
64	Der Reichstag
71	Der Tiergarten
80	Potsdamer Platz und Friedrichstraße
97	Rund um den Alexanderplatz
107	Scheunenviertel
109	Spandauer Vorstadt
123	Charlottenburg
153	Grunewald und Wannsee
177	Schöneberg
199	Wedding und Moabit
225	Kreuzberg
251	Friedrichshain
269	Prenzlauer Berg
287	Pankow
304	Anhang
304	Karte
308	Auswahlbibliographie
313	Personen- und Ortsregister
318	Die Autoren
319	Bildnachweis

Vorwort zur deutschen Ausgabe

Man liest Städte nicht, sie sind keine Bücher, die man vor sich liegen hat, umblättert, auf die man von oben herunterschaut.

Karl Schlögel, »Städte lesen, Stadtpläne«

Als wir dieses Buch vor zehn Jahren verfassten, war das ein Versuch, einer englischsprachigen Leserschaft unsere Faszination für unsere Wahlheimat zu vermitteln. Wir wollten zeigen, wie sehr uns die deutsche Hauptstadt zum Schreiben inspirierte – und wie sinnvoll es ist, sich der Stadt über Bezirke und Straßen zu nähern, über ein Kaleidoskop der unterschiedlichsten Schriftsteller. Ein Jahrzehnt später leben wir noch immer in dieser aufregenden Stadt, und die Literatur über und aus Berlin erfüllt uns weiterhin mit Neugier und Inspiration. Diese deutsche Ausgabe unseres Stadtführers wurde daher nicht nur übersetzt, sondern auch aktualisiert, um noch mehr Berliner Autorinnen und Autoren der Gegenwart und ihre Werke vorzustellen. Zitate aus englischsprachigen Werken, die es nicht auf Deutsch gibt, wurden von uns übersetzt.

In der Einleitung zur englischen Ausgabe schreiben wir, dass die Stadt »über die Jahrhunderte hinweg sowohl als Leinwand als auch als Labor diente und Künstler und Träumer, Stadtplaner und Größenwahnsinnige anzog«. Das ist nach wie vor wahr – ohne all die Menschen, die hierhergekommen sind und immer noch kommen, wäre Berlin nicht die Stadt, als die sie sich uns heute zeigt. Und zu großen Teilen ist es Migranten zu verdanken, dass Berlin eine Stadt war und ist, die nie stagniert.

Berlin war schon immer in Bewegung und bot Zuwanderern schon immer Raum, im wörtlichen wie im übertragenen Sinne – sei es in den Industriebrachen von Wedding, Moabit und Lichtenberg, den umgenutzten Werkstätten, Fabriken und besetzten Häusern in Kreuzberg sowie den zeitgenössischen, nichtkommerziellen Kunsträumen der freien Szene und den alternativen Clubs der Stadt. Berlin ist seit Langem ein Ort, an dem Schriftsteller und Künstler experimentieren und ein Publikum für ihre Arbeit finden.

Doch die Dinge ändern sich. Die politische Rhetorik gegenüber Flüchtlingen und Einwanderern wird schärfer. Wohnraum für in die Stadt kommende Künstler und Künstlerinnen wird zunehmend unerschwinglich und ihr Leben aufgrund von Rezession, Verteuerung, Klimawandel und invasiven neuen Technologien wie KI immer prekärer.

Berlin aber hat seine Faszination noch nicht verloren. Wie die Schriftsteller, die 1890 oder 1929 hierherkamen, zieht es auch heute noch Menschen aus aller Welt an, viele von ihnen mit dem Ziel, ihre Träume zu verwirklichen. Die Stadt hat noch immer vieles bewahrt, was gerade Schriftsteller schätzen: ihre Dekadenz, ihre Schnoddrigkeit und ihre faszinierende Geschichte.

Es ist unmöglich vorherzusagen, wie die Stadt in zehn Jahren aussehen wird, aber unser Gefühl wie auch unsere Hoffnung sagen uns, dass Schriftsteller, egal von woher, weiter Geschichten über die facettenreiche Vergangenheit Berlins erzählen und versuchen werden, ihr sich stets wandelndes Wesen einzufangen.

An dieser Stelle möchten wir den großartigen öffentlichen Bibliotheken der Stadt unsere Anerkennung aussprechen. In ihnen arbeiten freundliche und sachkundige Bibliothekarinnen und Bibliothekare in nicht selten faszinierenden Räumlichkeiten. Besonders empfehlen können wir die Luisenbad-Bibliothek am Gesundbrunnen, die Schiller-Bibliothek im Wedding, die Philipp-Schaeffer-Bibliothek in Mitte und die Pablo-Neruda-Bibliothek in Friedrichshain, aber jede ist einen Besuch wert. Ohne sie hätten wir unser Buch weder schreiben noch diese Ausgabe aktualisieren können.

Paul Sullivan und Marcel Krueger
Pankow, Juni 2026

Einführung

Berlin ist eine junge, unglückliche und zukünftige Stadt. Ihre Tradition hat einen fragmentarischen Charakter. Ihre häufig unterbrochene, noch häufiger ab- und umgelenkte Entwicklung wird von bewussten Irrtümern, bewusst bösen Tendenzen gehemmt und gefördert zugleich; gewissermaßen mittels Hemmungen gefördert.

Joseph Roth, »Das steinerne Berlin«, 1930

Egal, ob man sich Berlin aus der Luft oder auf dem Landweg über die scheinbar endlosen bewaldeten Ebenen Brandenburgs nähert – die Stadt taucht plötzlich auf, fast wie durch Zauberei: eine Erscheinung aus Backstein und Beton, eingebettet zwischen Seen und Wäldern. Sie scheint keine greifbare Verbindung zur der sie umgebenden Topografie zu haben und zeichnet sich ebenso wenig durch ausufernde Zersiedlung aus wie etwa die westdeutschen Städte Bonn, Köln oder Leverkusen, die ineinander übergehen und miteinander verschmelzen.

Die Vorstellung der Stadt als Insel passt hervorragend zu Berlin. Es hat sich schon immer mehr um sein eigenes Bild und seine eigene Entwicklung gekümmert, als den Blick allzu weit über seine Grenzen hinaus zu richten. Diese Distanz hat der Stadt zweifellos geholfen, über die Jahrhunderte hinweg sowohl als Leinwand als auch als Labor zu dienen und Stadtplaner, Künstler, Träumer und Größenwahnsinnige anzuziehen. Im Gegenzug hat die vielfältige Mischung von Einwanderern, die diesen Ort seit seiner Gründung immer wieder aufs Neue zu ihrer Heimat gemacht haben, dafür gesorgt, dass die Stadt niemals stagniert. Wie es der Kunstkritiker Karl Scheffler 1910 so passend formuliert hat, ist Berlin eine Stadt »dazu verdammt, immerfort zu werden und niemals zu sein«.

Und tatsächlich entstand Berlin als Insel; genauer gesagt auf den zwei Inseln Alt-Berlin und Cölln, die nebeneinander in der Spree lagen, ungefähr dort, wo sich heute Museumsinsel, Fischerinsel und das Nikolaiviertel befinden. Die umliegende Landschaft Brandenburgs, die der Theologe, Chronist und Historiker Nikolaus Leutinger 1598

als »flaches Land, bewaldet und größtenteils sumpfig« beschrieb, führte dazu, dass die Flusssiedlung, gegründet im frühen 13. Jahrhundert und offiziell 1307 zusammengeschlossen, in der Weltgeschichte vorerst keine Rolle spielte – bis die ehrgeizige Hohenzollern-Dynastie einige hundert Jahre später auf den Plan trat.

In seinem Buch *Berlin: Imagine a City* von 2013 zeichnet der kanadische Autor und Berlin-Kenner Rory McLean ein farbenfrohes Bild dieser Siedlung im Mittelalter:

... ein schmutziges Flickwerk aus armseligen Hütten und schäbigen Herrenhäusern, das sich an eine niedrige, träge Windung der Spree schmiegt. An ihren sandigen Ufern priesen Fischerjungen den morgendlichen Fang an, wobei ihre hohen Stimmen selbst einer Art plätschernder Flussmusik ähneln. Muskulöse, halbnackte Burschen luden Fässer mit Rheinwein und Säcke mit Reis aus Arborio aus den Flusskähnen. Eine Bedienstete aus einem Adelshaus reckte den Hals, um die beste Forelle, den frischesten Laib Brot und das dickste Stück Käse auszuwählen, und steckte jeden Fund stolz in ihren Weidenkorb. Straßenkinder rannten wie Hunde, die Fährte aufgenommen haben, an den klappernden Rädern am Mühlendamm vorbei. Soldaten in blauen Uniformen schlenderten breitschultrig durch das Gedränge und griffen sich jede Ware, die ihnen gefiel.

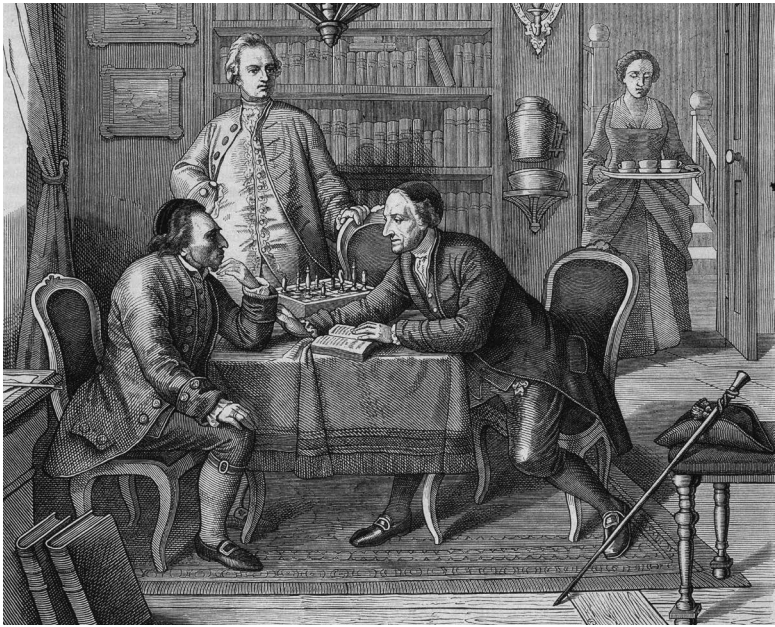
Als 1618 der Dreißigjährige Krieg begann, der die Stadt verwüsten sollte, zählte Berlin im Vergleich zu Londons 130 000 Einwohnern nur etwa 10 000 Menschen. Erst als später im 17. Jahrhundert Kurfürst Friedrich Wilhelm aus dem Hause Hohenzollern, auch bekannt als der Große Kurfürst, alles daran setzte, Brandenburg-Preußen zu einem mächtigen norddeutschen Staat zu machen, begann Berlin an Bedeutung zu gewinnen. Im 18. Jahrhundert gelang es dann Friedrich Wilhelm I., nach der Selbstkrönung seines Vaters Friedrich I. zum König in Preußen, und seinem Sohn Friedrich, das Land in eine ernst zu nehmende europäische Macht zu verwandeln, die weit über ihre tatsächliche Landesgröße hinaus Bedeutung hatte.

Neben seinen militärischen Erfolgen war der zweite Friedrich, der als der »Große« in die Geschichte eingehen sollte und von 1740

bis 1786 regierte, auch für seine Förderung der Künste bekannt; wie der Philosoph Immanuel Kant einmal feststellte, verkörperte er als Herrscher die Werte der Aufklärung, die sich im 18. Jahrhundert überall in Europa verbreiteten. Friedrichs liberale Ideale waren herausragend: Er war nicht nur bekannt für seine Toleranz gegenüber den Religionen, sondern setzte auch die Anwendung der Folter aus – ein enormer Schritt für die damalige Zeit. In Bezug auf die Künste lockerte er die Zensur erheblich und gestattete auch seinen Kritikern, in der Stadt zu leben und zu arbeiten, und ermöglichte das Erscheinen von kritischen Publikationen wie den *Berlinischen Nachrichten*. Der schottische Reiseschriftsteller und Arzt John Moore, der die Stadt 1775 besuchte, bemerkte diese außergewöhnlich liberale Atmosphäre. In seinem Buch mit dem Titel *A View of Society and Manners in France, Switzerland and Germany* heißt es:

Nichts hat mich mehr überrascht, als ich zum ersten Mal nach Berlin kam, als die Freiheit, mit der viele Menschen über die Politik der Regierung und das Verhalten des Königs sprechen. Ich habe gehört, wie politische Themen und andere, die ich für noch heikler gehalten hätte, hier mit ebenso wenig Zurückhaltung diskutiert wurden wie in einem Londoner Kaffeehaus. Die gleiche Freiheit zeigt sich in den Buchhandlungen, wo literarische Werke aller Art offen verkauft werden. Das kürzlich erschienene Pamphlet über die Teilung Polens, in der der König sehr hart angegangen wird, ist ohne Schwierigkeiten zu bekommen, ebenso wie andere Schriften, die einige der prominentesten Persönlichkeiten mit aller Bitterkeit der Satire angreifen.

Am Ende des 18. Jahrhunderts gab es in Preußen etwa 200 Vereine und Gesellschaften, die sich dem Lesen und Publizieren widmeten, ganz zu schweigen von einer wachsenden Zahl an Buchhandlungen und literarischen Cafés. Die Berliner Literaturszene jener Zeit umfasste Zusammenkünfte wie die *Mittwochsgesellschaft* oder *Gesellschaft der Freunde der Aufklärung*, einen privaten Club diverser Personen des öffentlichen Lebens, und bedeutende Printpublikationen wie die *Berlinische Monatsschrift*, in der die Mitglieder der Gesellschaft veröffentlichten sowie andere in Berlin lebende Lyriker und



Moses Mendelssohn, Gotthold Ephraim Lessing und Johann Caspar Lavater im Gespräch, Stich von 1860

Schriftsteller wie Karl Wilhelm Ramler, Christoph Friedrich Nicolai, Gotthold Ephraim Lessing und Moses Mendelssohn.

Ein Großteil dieser literarischen Tätigkeit stand anfangs in Verbindung mit dem preußischen Staat, da die veröffentlichten Texte und diskutierten Ideen meist von Adligen, Gelehrten und Beamten stammten. Ihre Publikationen waren zunächst nicht sonderlich systemkritisch, doch als die Leserschaft wuchs und sich differenzierte soziale Schichten herausbildeten, entwickelten sich ebenso verschiedene Literaturgattungen, die von eher von der Oberschicht goutierten Publikationen über kritische, unabhängige bis hin zu Formaten für die Massen reichten, die von dem Publizisten Joseph Görres als *Trivialliteratur* bezeichnet wurden.

Ein weiteres bedeutendes literarisches Netzwerk jener Zeit waren die literarischen Salons, in denen sich eine bunte Schar von Schriftstellern, Künstlern, Wissenschaftlern und Denkern versammelte. Die Berliner Salons orientierten sich an den etablierten Vorbildern aus

Frankreich – sowohl an den aristokratischen als auch den bürgerlichen – und wurden oftmals von weiblichen Intellektuellen, oft jüdischer Herkunft, ins Leben gerufen, wie beispielsweise Rahel Varnhagen von Ense, geb. Levin, Sara Levy und Henriette Herz, oder auch von Intellektuellen und Künstlerinnen wie Bettina von Arnim und der Hofdame Karoline Friederike von Berg.

Die Salons, die meist in Privathäusern stattfanden, entwickelten sich zu intimen Foren, in denen die künstlerischen und gesellschaftlichen Themen der Zeit diskutiert wurden; ebenso beeinflussten sie neue literarische Formen – von Kultur- und Reiseberichten, die von der deutschen Romantik inspiriert waren, bis hin zu den politisch aufgeladenen Gedichten und Schriften des Vormärz, zum Beispiel Heinrich Heines systemkritische Gedichte der 1840er Jahre, etwa *Bei des Nachtwächters Ankunft in Paris*:

*Es blüht der Lenz, es platzen die Schoten,
Wir atmen frei in der freien Natur!
Und wird uns der ganze Verlag verboten,
So schwindet am Ende von selbst die Zensur.*

Viele der in den Salons diskutierten bürgerlichen Ideale fanden direkten Niederschlag in den politischen und gesellschaftlichen Forderungen, für die in der deutschen Revolution von 1848/49 gekämpft wurde.

Selbst in den Teegesellschaften wurden soziale Fragen behandelt. Die Tendenz dieser Teegesellschaften ist eine sozialistische, indem die Versammelten sich vorzugsweise über ein in Wesen und Form zu verbesserndes Leben unterhalten und besprechen. Vorzüglich ist es das weibliche Geschlecht, das sich nach Befreiung von den Fesseln des Herkommens, der Mode, der Konvenienz sehnt. Unter allen Frauen dieser Art in Berlin, die einen öffentlichen Ruf genießen, ist Bettina von Arnim unstreitig die erste und bedeutendste. Daß ihre Abendzirkel den bezeichneten Charakter haben, ist hier allgemein und selbst dem Hofe bekannt. Man läßt sie gewähren, da sie hier

in allgemeiner Achtung steht und man ihr von Rechts wegen nichts anhaben kann.

Konfidentenbericht des preußischen Geheimdienstes 1847,
zitiert in Christa Wolfs Essay »Nun ja! Das nächste
Leben geht aber heute an.« (1986)

Nach der gescheiterten bürgerlichen Revolution von 1848 unterdrückten staatliche Zensur und Kontrolle die Kultur des politisierten Schreibens zunehmend. Die Folge war eine Literatur, die durch unpolitische, oft spätrömantische Sujets, beeinflusst von geschichtlichen Themen und dem Landleben, geprägt war. Viele der ersten international bekannten Berliner Schriftsteller – die Brüder Grimm, Heinrich von Kleist, E.T.A. Hoffmann, Adelbert von Chamisso – widmeten sich solchen allgemeineren oder auch fantastischen Themen.

Erst mit den Werken von Gerhart Hauptmann, Gottfried Keller, Theodor Fontane und Wilhelm Raabe wurden die sozialen Realitäten der Stadt thematisiert. Raabe war einer der Ersten, der sich in *Die Chronik der Sperlingsgasse* (1856) mit Berlins zunehmender Urbanisierung auseinandersetzte. Sein Roman bot mit der Schilderung des Alltagslebens gewöhnlicher Menschen in einer fiktiven Berliner Straße Einblicke in die soziale und politische Situation der Zeit; und obwohl es sich nicht um einen besonders dunklen Roman handelt, beginnt er mit der unheilschwangeren Zeile »Es ist eigentlich eine böse Zeit!«

Theodor Fontane, Deutschlands erster Reiseschriftsteller, reiste ausgiebig durch Brandenburg und schilderte die geografischen und historischen Besonderheiten der Region in seinen berühmten fünf-bändigen *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* (1862–1889). Das Werk ist Ausdruck eines gewachsenen preußischen Nationalbewusstseins wie auch der Vorstellungen der Romantik. Aber Fontane setzte sich in seinen Romanen auch mit den Nuancen der modernen Berliner Stadtgesellschaft und den Eigenheiten der Berliner auseinander, etwa in *Frau Jenny Treibel* (1892) und *Irrungen, Wirrungen* (1888):

Sehen Sie, Herr Baron, wenn ich, der ich doch ausgewettert bin, immer noch drin in der Stube bleibe, weil der Ostwind pustet und die

Märzen Sonne sticht, setzt sich der Berliner schon ins Freie, legt seinen Sommerüberzieher über den Stuhl und bestellt eine Weiße. Denn sowie nur die Sonne scheint, spricht der Berliner von schönem Wetter. Ob in jedem Windzug eine Lungenentzündung oder Diphtheritis sitzt, ist ihm egal. Er spielt dann am liebsten mit Reifen, einige sind auch für Boccia, und wenn sie dann abfahren, ganz gedunsen von der Prallsonne, dann tut mir mitunter das Herz weh, denn keiner ist darunter, dem nicht wenigstens am andern Tage die Haut abschülbert.

Nach 1871, dem Jahr, in dem die deutschen Staaten unter dem preußischen Kaiser Wilhelm I. und Reichskanzler Otto von Bismarck zum Deutschen Reich vereinigt wurden, erlebte Berlin ein noch intensiveres Wachstum und zunehmende Industrialisierung. Finanziert durch die Gewinne des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870/71 und geprägt von einer Vielzahl grandioser Gebäude, die der Kaiser in Auftrag gab, um Berlin zu einer echten Weltstadt zu machen, zog der Status als Hauptstadt des neuen Reiches die Aufmerksamkeit hochkarätiger literarischer Besucher auf sich. Im Jahr 1892 verfasste kein Geringerer als Mark Twain einen ironisch überzogenen Essay, in dem er die Stadt als »Chicago von Europa« beschrieb:

In Berlin darf man keine instabilen, unsicheren oder unansehnlichen Häuser bauen; das Ergebnis ist diese anmutige und auffallend stattliche Stadt, die vor Großbränden und Zusammenbrüchen geschützt ist. Sie besteht aus architektonischen Gibraltaren. Die Bauaufsichtsbeamten führen während des Baus Kontrollen durch. Man hat festgestellt, dass dies besser ist, als zu warten, bis das Gebäude einstürzt. Diese Leute sind voller Marotten. Man darf arme Leute nicht in beengte und schmutzige Mietshäuser pferchen. Jeder Einzelne muss genau soundsoviel Kubikmeter Wohnfläche haben, und die hygienischen Kontrollen sind systematisch und häufig.

Twains Bericht ließ jedoch die harte Realität der rasant wachsenden Stadt außer Acht – was unvermeidlich war, da er während seiner Zeit in der Stadt im wohlhabenden Stadtzentrum lebte und mit der gesellschaftlichen und kulturellen Elite verkehrte, den Kaiser einge-

schlossen. Tatsächlich hatte Berlin schon lange damit zu kämpfen, angemessenen Wohnraum und eine ausreichende Infrastruktur für seine wachsende Einwohnerschaft bereitzustellen – ab den 1850er Jahren wuchs die Stadt jährlich um rund 10 000 Einwohner. Die Antwort war der Hobrecht-Plan von 1862, lose inspiriert von Baron Haussmanns Umgestaltung von Paris zwischen 1850 und 1870. Benannt nach dem Stadtplaner James Hobrecht, wurden bei der Umsetzung des Plans die ehemalige Zollmauer abgerissen, die über die vergangenen Jahrhunderte hinweg die Stadtgrenzen definiert hatte, und viele der heutigen Stadtviertel mit fünfstöckigen Mietshäusern und ihren Höfen geschaffen, im Volksmund »Mietskaserne« genannt, die noch heute das Stadtbild prägen.

Nach James Hobrechts Bebauungsplan bildeten mehrere Mietskasernen einen Baublock; die enge Bauweise dieser Blöcke führte schnell zu Überbelegung und Krankheitsausbrüchen. 1905 lebten in Berlin je 719 Einwohner auf einem Hektar bebauter Fläche, in den damals eigenständigen Städten Schöneberg 576 Einwohner, in Charlottenburg 456 Einwohner. Damit waren Berlin, Schöneberg und Charlottenburg die damals am dichtesten besiedelten deutschen Großstädte. Besonders schlimm waren die Zustände in den von Industrie geprägten Stadtteilen wie Kreuzberg, Neukölln, Prenzlauer Berg und Wedding. Der Journalist und Politiker Albert Südekum zeichnete ein ganz anderes Bild als Mark Twain, als er in seiner Sammlung *Großstädtisches Wohnungselend* (1908) über das Leben in diesen Teilen der Stadt schrieb:

Wie die Familie schlief? Mann und Frau in dem einzigen Bett. Die Kinder wurden auf ausgebreiteten Kleidungsstücken untergebracht und durften erst dann ins Bett kriechen, wenn Vater und Mutter – gewöhnlich vor 5 Uhr morgens – aufgestanden waren. Die kleinsten Kinder waren jeweils in einem Korbe, gelegentlich auch, wenn die Frau zu irgendeinem Gange das Zimmer verlassen musste, in einem halbausgezogenen Schub der Kommode gebettet gewesen.

Das Bestreben des Kaisers, der Stadt denselben Status zu verleihen wie anderen europäischen Metropolen, überzeugte nicht jeden. Als

Reaktion auf Twains amerikanisierte Beschreibung der Stadt verfasste der junge Walther Rathenau – später ein bedeutender Industrieller, Schriftsteller und Politiker – einen Essay mit dem ironischen Titel *Die schönste Stadt der Welt* (1899), in dem er Berlins pompöse und eklektische Architektur sowie die Tendenz zur Modernität auf Kosten der Tradition kritisierte:

Berlin ist der Parvenü unter den Großstädten und die Großstadt der Parvenüs: Und das ist nichts, wofür man sich schämen müsste. Schließlich ist ein Parvenü, im Klartext, ein Selfmademan. Natürlich haben wir kein Verkehrskreuz, keine Abendessenszeit, keine schicken Vororte und kein Geschäftsviertel. [...] Kutschen rollen, sofern es die Börsenkurse zulassen, und die ehrwürdigsten Paläste reichen nicht weiter zurück als bis in die 1870er Jahre. Streng genommen existiert Berlin als Metropole gar nicht.

Auch wenn Berlin vielleicht nicht denselben kulturellen Esprit wie Paris besaß und nicht die wirtschaftliche Vielfalt Londons, war die wachsende Modernität der Stadt für viele doch Anlass zur Begeisterung. Die große Gewerbeausstellung im Treptower Park im Jahr 1896 symbolisierte die vorherrschende Stimmung des Aufbruchs und der Innovation, die die Stadt bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts in einen pulsierenden Hort des imperialen Fortschritts und des Konsums verwandelt hatte. Es war diese Mischung aus einer stetig wachsenden Bevölkerung, unzähligen blinkenden Leuchtreklamen und einem ununterbrochenen Zug von Straßenbahnen, Zügen und Automobilen, die den Soziologen Max Weber dazu veranlasste, auf dem ersten deutschen Soziologentag im Jahr 1910 die Stadt wie folgt zu beschreiben:

Die unverwechselbaren formalen Werte unserer modernen Kunstkultur konnten nur durch die Existenz der modernen Metropole entstehen, der modernen Metropole mit ihren Straßenbahnen, U-Bahnen, ihren elektrischen Lampen, Schaufenstern, Konzertsälen und Restaurants, Cafés, Schornsteinen, Steinmassen und dem wilden Tanz von Klang- und Farbeindrücken, von Erlebnissen, die auf die sexuelle

Fantasie einwirken, alle Varianten geistiger Veranlagung, die gierig über die scheinbar unerschöpflichen Möglichkeiten der Mittel zu Leben und Glück brüten.

Diese Fülle an Eindrücken und Klängen zog Künstler und Intellektuelle aus ganz Europa an. Der Schweizer Schriftsteller Robert Walser verfasste 1908 seine Erzählung *Berlin und der Künstler*, in der er das kulturelle Milieu der Stadt und ihr inspirierendes Tempo beschrieb:

Wie ist da Berlin toll. Eine Stadt wie Berlin ist ein ungezogener, frecher, intelligenter Bengel, bejahend, was ihm so passt, und wegwerfend, wessen er überdrüssig geworden ist. Hier in der Großstadt spürt man es ordentlich, dass es Geisteswellen gibt, hinwegströmend, gleich einem Bad, über das gesellige Leben. Ein Künstler ist hier gezwungen aufzuhorchen. Anderswo darfer, die Ohren verstopft, in die Ignoranz versinken. Hier darf er das nicht. Er muss sich vielmehr beständig menschlich ein bisschen zusammennehmen, und dieser Zwang, der ihn umkreist, gereicht ihm zum Vorteil. Doch es gibt da auch andere Dinge.

Berlin ruht nie, und köstlich ist das. Jeder erwachende Morgen bedeutet einen neuen angenehm-unangenehmen Überfall aufs Behagen, und das tut ihm gut, dem Bequemlichkeitssinn. Der Künstler besitzt, ungefähr wie ein Kind, einen angeborenen Hang zur schönen, edlen Faulpelzerei. Nun, in dieses Faulenzertum, in dieses Königtum, weht immer wieder frischer Ansporn-Sturmwind. Ins stille, feine Wesen fährt da das grobe, laute und unfeine. Es verwischt sich da stets etwas, und das ist gut, es ist Berlin, und Berlin ist ausgezeichnet.

Ausdruck des Geistes der Zeit, war die wichtigste kulturelle Strömung in Berlin vor dem Ersten Weltkrieg der Expressionismus, der in vielen Bereichen, von der Malerei und Lyrik bis hin zur Architektur und Literatur, seinen Ausdruck fand. Mit seiner Betonung subjektiver Emotionen und des »Inneren Lebens« anstelle festgelegter natürlicher oder gesellschaftlicher Ordnungen war der Expressionismus bestens geeignet, alle Facetten der Moderne einzufangen: von konsumorientierter Dekadenz bis hin zu Angst und Isolation. Thea-

terstücke wie Reinhard Johannes Sorges *Der Bettler* wurden ergänzt durch Werke von Georg Kaiser, Ernst Toller, Walter Hasenclever und Reinhard Goering sowie durch expressionistische Gedichte von Georg Heym, Gottfried Benn und Else Lasker-Schüler, die alle Realitäten des städtischen Lebens darstellten, um sie zu verspotten oder politische und soziale Reformen anzustoßen.

Der österreichische Schriftsteller Hans Flesch von Brünningen schrieb Anfang 1914 in einem Begleittext zu einer Ausstellung des expressionistischen Malers Ernst Ludwig Kirchner:

Es war das Jahr 1913. Man muss sich vor Augen führen, was Berlin damals für uns in Wien bedeutete. Es war alles für uns, wirklich. Für uns war Berlin verrückt, ausschweifend, großstädtisch, anonym, gigantisch, futuristisch. Es war literarisch, politisch und künstlerisch (die Stadt für Maler). Kurz gesagt: höllische Kloake und Paradies in einem.

All dies änderte sich mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs im Jahr 1914 – ein Ereignis, das zunächst von vielen in Deutschland begrüßt wurde. »Jedes Gesicht sieht glücklich aus. Wir haben Krieg!«, schrieb die österreichische Schauspielerin Tilla Durieux, die zu dieser Zeit in Berlin engagiert war. »Das Essen wird kalt, das Bier wird warm. Egal – wir haben Krieg!« Der Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens verkündete, »dass jeder deutsche Jude zu den Opfern an Gut und Blut bereit ist, die die Pflicht erheischt, ist selbstverständlich«, und selbst Intellektuelle wie Max Weber beschrieben die Situation als »großartig und wunderbar ... erlebenswert«. Die englische Aristokratin Evelyn Fürstin Blücher von Wahlstatt (auch bekannt als Prinzessin Blücher) vertrat in ihren Memoiren *An English Wife in Berlin: A Private Memoir of Events, Politics, and Daily Life in Germany Throughout the War and the Social Revolution of 1918* (1920) eine etwas ausgewogenere Sichtweise über den 9. August 1914:

Was genau der wahre Grund für den Krieg war, scheint niemand zu wissen, obwohl darüber Tag und Nacht diskutiert wird. Eines

wird mir jeden Tag klarer: Weder die Menschen hier noch dort wollten Krieg, doch hier werden sie nun vom Patriotismus mitgerissen, da sie überall so viele Feinde sehen. In England heißt es, Deutschland habe den Krieg provoziert, und hier bestreitet man das nachdrücklich. Mir scheint es, als habe Europa nach Krieg gedürstet und als seien die Armeen und Marinen nicht mehr zu bremsen gewesen. Sicherlich waren die Militaristen hier des langen, trägen Friedens, wie sie es nannten, überdrüssig, und hätte der Kaiser den Krieg nicht erklärt, wäre er in einer prekären Lage gewesen. An der Spitze der Geschehnisse stehen zwei Männer: Der eine wird als dumm bezeichnet, der andere als gefährlich. Der Gefährliche hat die Oberhand gewonnen und den Krieg auf die Spitze getrieben.

In den folgenden vier Jahren verließen viele Künstler die Stadt, entweder auf der Flucht vor dem Hunger und den Entbehrungen, welche die späten Phasen des Ersten Weltkriegs in Deutschland prägten, oder um in den Schützengräben zu kämpfen. Einige Schriftsteller veröffentlichten Texte im Dienste der Propaganda, zum Beispiel Alfred Döblin 1914 mit seinem Essay *Reims* über die »notwendige« Zerstörung der Kathedrale von Reims. Andere waren Teil einer wachsenden pazifistischen Bewegung, wie etwa Heinrich Zille mit seiner Antikriegscharikatur *Das Eiserne Kreuz* von 1916 und Gottfried Benn mit seinem vom Dienst im Krankenhaus und als Kriegssanitäter geprägten Gedichtband *Fleisch* von 1917. Wieder andere publizierten nun in neutralen Ländern wie der Schweiz, wie beispielsweise Robert Walser 1917 *Der Spaziergang*.

Gegen Ende des Kriegs hielten neue avantgardistische Kunst- und Literaturströmungen wie der Dadaismus und der Surrealismus Einzug in die Stadt. Der deutsche Dichter, Psychoanalytiker und Mitglied des einflussreichen Zürcher Cabaret Voltaire, Richard Hülsenbeck, kam 1917 nach Berlin und gründete dort die lokale Dada-Gruppe, die Künstler wie George Grosz, Raoul Hausmann, Hannah Höch, Johannes Baader und John Heartfield anzog. Hülsenbeck hielt seine erste Dada-Rede in der deutschen Hauptstadt im Februar 1917 und beschrieb Berlin als einen Ort »verengter Mägen, wachsen-

den, donnernden Hungers, wo verborgene Wut sich in grenzenlose Geldgier verwandelte und sich die Gedanken der Menschen immer mehr auf Fragen der nackten Existenz konzentrierten ... Angst saß jedem in den Knochen.«

Im Jahr 1918 führten die Niederlage der deutschen Armee und die Abdankung des Kaisers zu politischem Chaos und blutigen Unruhen in Berlin und schließlich zur Gründung der Weimarer Republik. Nachdem die starren sozialen Ordnungen der Kaiserzeit verschwunden waren, explodierte das kulturelle Leben Berlins geradezu. Erneut entwickelte sich eine Vielfalt an unkonventionellen Lebensentwürfen und progressiven Konzepten, die im Kontrast zu Hyperinflation, Prostitution und hoher Arbeitslosigkeit in der Stadt standen. Nach dem Krieg begann die Dada-Gruppe mit der Herausgabe zahlreicher politischer Zeitschriften und Periodika mit Titeln wie *Club Dada*, *Jeder sein eigener Fußball* und *Dada-Almanach* und organisierte 1920 zudem die Erste Internationale Dada-Messe, auf der rund 200 Werke lokaler Künstler und internationaler Gäste wie Francis Picabia, Jean Arp und Max Ernst zu sehen waren. Der Berliner Intellektuelle Walter Benjamin würdigte die Dadaisten in seinem Essay *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit* aus dem Jahr 1936:

Auf die merkantile Verwertbarkeit ihrer Kunstwerke legten die Dadaisten viel weniger Gewicht als auf ihre Unverwertbarkeit als Gegenstände kontemplativer Versenkung. Diese Unverwertbarkeit suchten sie nicht zum wenigsten durch eine grundsätzliche Entwürdigung ihres Materials zu erreichen. Ihre Gedichte sind »Wortsalat«, sie enthalten obszöne Wendungen und allen nur vorstellbaren Abfall der Sprache. Nicht anders ihre Gemälde, denen sie Knöpfe oder Fahrscheine aufmontierten. Was sie mit solchen Mitteln erreichen, ist eine rücksichtslose Vernichtung der Aura ihrer Hervorbringung, denen sie mit den Mitteln der Produktion das Brandmal einer Reproduktion aufdrücken. Es ist unmöglich, vor einem Bild von Arp oder einem Gedicht August Stramms sich wie vor einem Bild Derains oder einem Gedicht von Rilke Zeit zur Sammlung und Stellungnahme zu lassen. Der Versenkung, die in der Entartung des Bürgertums eine Schule asozialen Verhaltens

wurde, tritt die Ablenkung als eine Spielart sozialen Verhaltens gegenüber. In der Tat gewährleisteten die dadaistischen Kundgebungen eine recht vehemente Ablenkung, indem sie das Kunstwerk zum Mittelpunkt eines Skandals machten. Es hatte vor allem einer Forderung Genüge zu leisten: öffentliches Ärgernis zu erregen.

Eine weniger surreale und eher sozialkritische Reaktion auf die Schrecken des Ersten Weltkriegs entstand mit der Neuen Sachlichkeit, deren Hauptvertreter – darunter Otto Dix, George Grosz und Max Beckmann – eine vielfältige Palette an Techniken entwickelten, um die nüchterne und schmutzige Realität der Weimarer Zeit darzustellen: Arbeiter, Prostituierte, das Straßenleben und die grellen Gegensätze zwischen Armut und Reichtum. Wie der Schriftsteller und Historiker Arthur Eloesser in *Die deutsche Literatur vom Barock bis zur Gegenwart* (1930/31) schreibt: »Wien war die Stadt des Talents, Berlin die der Kritik, und zwar einer vorurteilsfreien, maßgeblichen Kritik, die fähig war, ein Thema schnell zu erfassen, und die eine Rangordnung nach Verdiensten aufstellte, nicht nur unter deutschen Schriftstellern.«

Obwohl sie meist mit der Malerei in Verbindung gebracht wird, unterlagen auch andere künstlerische Bereiche – vom Theater, der Musik und der Architektur bis hin zum Verlagswesen und Journalismus – dem allgegenwärtigen Einfluss der Neuen Sachlichkeit. Die Germanisten und Historiker Anton Kaes, Martin Jay und Edward Dimendberg fassen die Situation in ihrem *Weimar Republic Sourcebook* (1994) prägnant zusammen:

Subjektive Verzerrung und expressionistisches Pathos waren nicht mehr en vogue; Fiktion und Fantasie wichen einer nüchternen und rationalen Prosa, die sowohl als »demokratisch« als auch als »international« galt. Das ultimative Qualitätsmerkmal eines literarischen »Produkts« war seine Nützlichkeit; selbst die Lyrik hielt sich an diese Philosophie, wie die Gebrauchslyrik in Bertolt Brechts »Hauspostille« (1927) oder Erich Kästners »Herz auf Taille« (1929) zeigte.

Die Weimarer Zeit war eine außerordentlich fruchtbare Epoche für Bücher, Zeitungen und andere Printmedien: Auf ihrem Höhepunkt



Zeitungskiosk in Berlin, 1928

in den 1920er Jahren brachte die deutsche Zeitungsbranche jährlich rund 25 Millionen Zeitungen heraus. Von den fast 5000 Tages- und Wochenzeitungen – von denen viele dreimal täglich als Morgen-, Mittags- und Abendausgabe erschienen – hatten 147 ihren Sitz in Berlin. Einige wurden zu einer wichtigen Beschäftigungsquelle für Berliner Schriftsteller, die neben der Arbeit an Romanen, Gedichtbänden und anderen literarischen Formaten auch oft journalistisch tätig waren.

Der Ullstein Verlag, 1877 von Leopold Ullstein gegründet, veröffentlichte beispielsweise nicht nur Tageszeitungen wie die *Vossische Zeitung* und die *Berliner Morgenpost*, sondern über sein Imprint *Propyläen Verlag* auch Unterhaltungsliteratur sowie politische und avantgardistische Werke. Mit einem Hauptsitz in der Friedrichstraße, der heute wieder als Verlagshaus genutzt wird, und dem großen, 1925 erbauten Ullsteinhaus in Tempelhof (in dem jetzt statt Verlagsbüros und Druckerei Callcenter und Einzelhandelsgeschäfte untergebracht sind) verbreiteten der Verlag und seine Tochtergesellschaften wegweisende Werke von Autoren wie Bertolt Brecht, Carl Zuckmayer und Lion Feuchtwanger und veröffentlichten 1924 Tho-

mas Manns *Zauberberg*. In ihrer 1962 erschienenen Autobiografie *Es war alles ganz anders* schrieb Vicki Baum, die viele Jahre als Lektorin bei Ullstein tätig war:

Spricht man heute mit alten Berlinern, die die Zwanzigerjahre mitgemacht haben und jetzt anderswo leben, so seufzen sie heimwehtief auf und erzählen einem, für eine so lebendige, faszinierende Stadt wie das Berlin jener Jahre fehle jeder Vergleich. Ja, und eins der Herzen der Innenstadt war das Ullstein-Haus. Es war ein Brennpunkt des Liberalismus, und liberal sein hatte damals noch nicht den Beiklang, den man diesem Begriff heute vielfach gibt. Ich weiß nicht, durch welche semantischen Tricks so häufig ein Lob von gestern zur Beleidigung von heute wird. Als Liberaler und Intellektueller zu gelten, war damals eine hohe Ehre, ein Ziel, aufs Äußerste zu wünschen und wert, dafür zu arbeiten und zu kämpfen. Bei Ullstein bedeutete dieser Liberalismus, dass die Türen für die mannigfaltigsten Meinungen, Ideen, Einfälle und Richtungen weit offen standen. Unsere Autoren zeigten alle Regenbogenfarben vom Rot der äußersten Linken – Brecht und Toller – über die ganze Skala der expressionistischen Schule bis zu dem antimilitaristischen Antikriegsbuch »Im Westen nichts Neues« des jungen Remarque und hinüber bis zum Dunkelgrün bemooster alter Heimatschriftsteller wie Richard Skowronnek.

Tatsächlich war die Weimarer Zeit ein Höhepunkt der deutschen und Berliner Literatur, in der in Berlin geborene oder hierhin gezogene Schriftsteller – darunter Kurt Tucholsky, Erich Maria Remarque, Alfred Döblin, Joseph Roth, Vicki Baum, Walter Benjamin, Christopher Isherwood und Franz Hessel – nicht nur eine Fülle von avantgardistischen und kommerziell erfolgreichen Werken schufen, sondern auch Feuilletons und vom Konzept des Flaneurs geprägte Texte, die die Stadt einer intensiven Betrachtung unterzogen. In Walter Benjamins *Berliner Kindheit um 1900* heißt es:

Sich in einer Stadt nicht zurechtfinden heißt nicht viel. In einer Stadt sich aber zu verirren, wie man in einem Walde sich verirrt, braucht Schulung. Da müssen Straßennamen zu dem Irrenden so sprechen wie

das Knacken trockener Reiser und kleine Straßen im Stadttinnern ihm die Tageszeiten so deutlich wie eine Bergmulde widerspiegeln. Diese Kunst habe ich spät erlernt; sie hat den Traum erfüllt, von dem die ersten Spuren Labyrinth auf den Löschblättern meiner Hefte waren.

Doch während sich diese bemerkenswerte kulturelle und literarische Landschaft ausbreitete, wurden viele ihr zugrunde liegende fortschrittliche Ideen und ihre Ästhetik von den immer mächtiger werdenden Nationalsozialisten infrage gestellt. Der Maler George Grosz beschreibt in seiner Autobiografie *Ein kleines Ja und ein großes Nein* (1946) die Spannungen, die Ende der 1920er Jahre in der Hauptstadt herrschten:

Alle sogenannten sittlichen Bande waren aufgelöst. Eine Welle des Lasters, der Pornographie und Prostitution lief durch das ganze Land. [...] Draußen marschierte eine Gruppe weißbehemdeter Männer, die sangen in einem fort: »Deutschland erwache! Juda verrecke!« Dahinter kam eine andere Gruppe, auch militärisch zu vieren marschierend, die schrie rhythmisch im Chor: »Heil Moskau! Heil Moskau!« Nachher lagen dann immer welche herum mit eingehauenen Köpfen, zertrümmerten Schienbeinen und gelegentlichen Bauchschiessen. [...] Eine sadistisch-masochistische Orgie hub an, die Spengler und Nietzsche vollauf bestätigte oder vielmehr in den Schatten stellte. Geopolitiker traten an die Stelle der Humanisten. Das Zeitalter der Aufklärung, das in der Renaissance begonnen hatte, ging unter, und die blinde, eiserne Ameise, die Zeit der völligen Uninteressiertheit am Menschen, der Nummern ohne Namen, der Roboter ohne Kopf, kam herauf.

Nach ihrer Machtübernahme schlossen die Nationalsozialisten jüdische Unternehmen oder »arisierten« sie, darunter Verlage wie Ullstein, der 1937 in Deutscher Verlag umbenannt wurde und bis 1945 Propagandazeitungen und -zeitschriften herausgab, bevor er nach dem Krieg an seine Eigentümer zurückgegeben wurde, und den S. Fischer Verlag. Der S. Fischer Verlag, 1886 in Berlin vom jüdischen Unternehmer Samuel Fischer gegründet, hatte sich als führender

Verlag für moderne Literatur auf dem deutschen Markt etabliert und veröffentlichte Bücher von Autoren wie Henrik Ibsen, Thomas Mann, Hermann Hesse und Gerhart Hauptmann. Im Jahr 1890 gründete Fischer zudem die *Neue Rundschau*, die zur Weimarer Zeit eine führende deutsche Literaturzeitschrift wurde und in der regelmäßig Werke von Robert Musil, Arthur Schnitzler, Alfred Döblin und anderen Autoren erschienen. Die *Neue Rundschau* existiert bis heute, sie ist eine der ältesten Kulturzeitschriften Europas.

Als die Nationalsozialisten an die Macht kamen, wurde der S. Fischer Verlag von Samuel Fischers Schwiegersohn Gottfried Bermann Fischer geleitet. Er war wenig später zur Flucht gezwungen und gründete in Wien eine Zweigstelle des Verlags. Im Exil unterstützte Fischer den in Amsterdam ansässigen deutschsprachigen Verlag Querido, der nach 1933 zum wichtigsten Publikationsort für Exilautoren wie Stephan Zweig und Joseph Roth wurde. Der S. Fischer Verlag behielt seinen Namen und wurde während der NS-Zeit vom Vorstandsmitglied Peter Suhrkamp geleitet, der die Autorenverbote der Nationalsozialisten ignorierte und 1943 verhaftet und im Konzentrationslager Sachsenhausen interniert wurde. Er überlebte das Lager und gründete 1950 den Suhrkamp Verlag. Nach dem Krieg übernahm Gottfried Bermann Fischer wieder den S. Fischer Verlag.

Jüdische Schriftsteller, die einen bedeutenden Teil der Weimarer Kulturschaffenden ausmachten, waren nach 1933 gezwungen, aus der Stadt und aus Deutschland zu fliehen, darunter Alfred Döblin, Vicki Baum, Joseph Roth, Walter Benjamin, Franz Hessel und Kurt Tucholsky. Viele überlebten das Exil nicht. Auch nichtjüdische Schriftsteller, insbesondere jene, deren Werke 1933 auf dem Bebelplatz verbrannt wurden, verließen Berlin, darunter Bertolt Brecht und Erich Maria Remarque. Nur wenige, wie Brecht, kehrten später in die zerstörte und geteilte Stadt zurück. Andere, wie Hans Fallada und Erich Kästner, zogen es vor, sich in die sogenannte »innere Emigration« zurückzuziehen und in Deutschland zu bleiben – beide überlebten. Widerstandskünstler wie der tatarische Dichter Musa Cälil und der deutsche Diplomat Albrecht Haushofer schufen ihr literarisches Vermächtnis, während sie auf ihre Hinrichtung warte-

ten; jüdische Überlebende wie Victor Klemperer, Inge Deutschkron und Marie Jalowicz Simon verarbeiteten ihre Erlebnisse während der Schreckenszeit des Holocaust später literarisch. Alle Überlebenden mussten mitansehen, wie ihre Stadt in Schutt und Asche fiel. Der irische Autor Cornelius Ryan schreibt in seinem Buch über die Schlacht um Berlin 1945, *Der letzte Kampf*, erschienen 1969:

Unter den langsam abziehenden Rauchschwaden erhob sich in makabrer Pracht Deutschlands zertrümmerte Hauptstadt. Ihr Antlitz war von Ruß geschwärzt und durch Tausende von Kratern entstellt. Im Zentrum der Hauptstadt waren ganze Wohn- und Geschäftsviertel verschwunden. Wo einst breite Straßen und Alleen gewesen, schlängelten sich jetzt Trampelpfade durch die Trümmerberge und das bizarre Gewirr verborgener Eisenträger. Überall, in kilometerweitem Umkreis, starrten ausgebrannte, fensterlose Häuser in den Himmel.

Nach der Nazizeit und ihrer »Blut-und-Boden«-»Kunst« musste, wie die Städte, auch die deutsche Literatur wiederaufgebaut werden. Bezeichnungen wie »Kahlschlag«, »Stunde Null« und »Trümmerliteratur« standen für den Versuch, einen neuen literarischen Ausdruck zu finden, der jeglichen übertriebenen Nationalismus vermied und sich mit der Schuld und dem Horror der unmittelbaren Vergangenheit auseinandersetzte. Eine der ersten kritischen Nachkriegspublikationen, *Der Ruf*, wurde 1945 von Hans Werner Richter und Alfred Andersch in einem US-Kriegsgefangenenlager gegründet. Als *Der Ruf* 1947 wegen angeblich zu deutschfreundlicher Tendenzen von den amerikanischen Besatzungsbehörden verboten wurde, gründete Richter daraufhin die einflussreiche – und umstrittene – Gruppe 47, eine der prägenden Zusammenkünfte deutscher Autoren der Nachkriegszeit. In dem Versuch, sich mit der nationalsozialistischen Vergangenheit auseinanderzusetzen, entstanden Werke wie Wolfgang Borcherts Theaterstück *Draußen vor der Tür* (1947), Richters Roman *Jenseits der Niederlage* (1949) und Heinrich Bölls Novelle *Der Zug war pünktlich* (1949).

Viele der bekanntesten Romane, Theaterstücke und Gedichte der deutschen Nachkriegszeit wurden nicht in Berlin geschrieben – und auch die Gruppe 47 traf sich in der Stadt nur ein einziges Mal, im

Jahr 1962. Berliner Schriftsteller wie etwa Gert Ledig verfassten aber in dieser Zeit bedeutende Werke. Ledig war einer der Ersten, der in seinem Roman *Vergeltung* (1956) offen über die Auswirkungen der alliierten Bombardements auf die Zivilbevölkerung sprach:

Neben der Mutter stand eine Frau und brannte wie eine Fackel. Sie schrie. Die Mutter blickte sie hilflos an, dann brannte sie selbst. Von den Beinen herauf über die Unterschenkel bis zum Leib. Das spürte sie noch, dann schrumpfte sie zusammen. Eine Explosionswelle barst an der Friedhofsmauer entlang, und in diesem Augenblick brannte auch die Straße. Der Asphalt, die Steine, die Luft.

Die Teilung Deutschlands durch die Besatzungsmächte und die darauffolgende Entstehung zweier deutscher Staaten und eines geteilten Berlins hatte zwei unterschiedliche Literaturen zur Folge, Unterschiede, sich nach dem Bau der Berliner Mauer im Jahr 1961 noch verstärkten. Von diesem Zeitpunkt an wurde West-Berlin zu einer isolierten kapitalistischen Insel inmitten der sich als sozialistisch verstehenden DDR. Als von Subventionen am Leben erhaltener Außenposten und einziger Ort der Bundesrepublik (zu dem es offiziell nicht gehörte), an dem keine Wehrpflicht herrschte, zogen gerade Viertel wie Kreuzberg, Charlottenburg und Schöneberg Studenten, Künstler, Wehrdienstverweigerer und auch Untergrund-Autoren wie Jörg Fauser und Jürgen Ploog an. Es entstand eine Alternativkultur, die während der Studentenproteste von 1968 ihren Höhepunkt erreichte und nicht nur in literarischen Werken wie Fausers *Rohstoff* ihren Ausdruck fand, sondern auch in Experimenten wie der Kommune 1 – der ersten politischen Kommune in Deutschland, die in einer vom Schriftsteller Uwe Johnson zur Verfügung gestellten Wohnung in Schöneberg ihren Anfang hatte (siehe *Schöneberg*). Eine andere Seite West-Berlins wurde dokumentiert in *Wir Kinder vom Bahnhof Zoo* (1979), in dem die jugendliche Drogenabhängige Christiane F. schonungslos die Welt der oft minderjährigen Prostituierten und Heroinabhängigen rund um den Bahnhof Zoo beschrieb. Durch staatliche Unterstützung der BRD entstanden Institutionen wie das

Literarische Colloquium Berlin (gegründet 1963, siehe Wannsee) und das Literaturhaus Berlin (eröffnet 1986, siehe Charlottenburg).

Während der Studentenbewegung in den Jahren 1966 bis 1968 kam es regelmäßig zu gewalttätigen Protesten, die von der West-Berliner Polizei ebenso gewalttätig bekämpft wurden. In seinem 1981 erschienenen Roman *Rohstoff* – der unter anderem im West-Berlin der 1960er Jahre spielt – beschreibt Jörg Fauser eine solche Szene:

Steine flogen aufs Amerikahaus, aber die Parole war, den Ku'damm zu erobern, und so stürmten wir weiter, am Bahnhof Zoo vorbei. Überall lagen Steine herum, ich griff mir auch welche, glatte, graue Pflastersteine. Schon hatte ich das LSD vergessen, schon auch Sarah. Ich stürmte mit. Da war der Ku'damm, die bunten Fassaden, die Gaffer, die wichtigen Wagen mit den Wasserwerfern, wir kamen von allen Seiten, wir stürmten. Da war das Kranzler, Tempel der Bourgeoisie, da war die Polizei, Ketten von Uniformen, in denen wir uns verfangen. Eben hatte die Straße noch widerhallt von unseren Angriffsschreien, jetzt schrien die ersten, die von Knüppeln getroffen wurden. Ich warf einen Stein, dann sah ich mich um und sah einen Polizisten im vollen Lauf auf mich zustürmen. Ich ließ den anderen Stein fallen und duckte mich. Der Knüppel traf mich nur im Ducken, ich bekam noch einen Schlag, ein anderer Polizist zog mich weg zur Grünen Minna, ließ mich aber los, als ein frischer Trupp Angreifer Richtung Kranzler durchbrach.

Nach 1945 entschieden sich Autoren wie Anna Seghers, Arnold Zweig, Hans Mayer und Bertolt Brecht dafür, nach Ost-Berlin zu gehen, um den hier entstehenden »antifaschistischen« sozialistischen Staat zu unterstützen. Brecht und Helene Weigel wurde in Ost-Berlin ein eigenes Ensemble inklusive Spielstätte, das Theater am Schiffbauerdamm, zur Verfügung gestellt; Zweig wurde Präsident der Akademie der Künste (1950–1953) und Mayer Professor für Literaturwissenschaft in Leipzig und ein prominenter Kritiker der deutschen Nachkriegsliteratur. Die wichtigste kulturelle und literarische Institution der DDR war der Kulturbund zur Demokratischen Erneuerung Deutschlands, der 1945 als überparteiliche kulturelle Massenorganisation gegründet wurde und Ausstellungen, Vorträ-

ge sowie Schriftstellerkonferenzen organisierte. Er bestand bis zur Auflösung der DDR im Jahr 1990, zu seinen Mitgliedern zählten im Laufe der Jahre unter anderen Fritz Erpenbeck, Victor Klemperer, Anna Seghers, Christa Wolf und Arnold Zweig.

Als die DDR-Politik zunehmend repressiver wurde und Literaturkritik sowie thematische Vielfalt zugunsten des staatlich verordneten Narrativs eines »sozialistischen Realismus« unterdrückte, begannen sich einige Künstler und Schriftsteller, unter anderem Brecht und Mayer, vom Regime zu distanzieren; Letzterer legte 1963 seine Professur nieder und ging später in den Westen. In den 1960er und 1970er Jahren gelang es DDR-Schriftstellern und Dichtern, kritische Werke an der Zensur vorbeizuschmuggeln, sei es in Form von autobiografischen Romanen oder Gedichten, über westliche Verlage (oft unter Pseudonymen) oder in subtil verschlüsselten Formaten. Beispiele hierfür sind Uwe Johnsons *Mutmaßungen über Jakob* (erschienen 1959 bei Suhrkamp) und Peter Huchels Gedichtband *Chausseen, Chausseen* (erschienen 1967 im Fischer Verlag).

Ein Wendepunkt war 1976 die Zwangsausweisung des Liedermachers und Regimekritikers Wolf Biermann, dem während einer offiziell genehmigten Westdeutschland-Tournee die DDR-Staatsbürgerschaft entzogen wurde. Dieser Schritt löste Empörung bei vielen Künstlern aus. Schriftsteller und Schriftstellerinnen wie Christa Wolf, Erich Arendt, Jurek Becker, Stefan Heym, Günter Kunert, Heiner Müller und Gerhard Wolf unterzeichneten einen Protestbrief an die Regierung der DDR. Die SED-Führung reagierte auf die Proteste repressiv und versuchte, die Künstler zum Widerruf zu bewegen. Jurek Becker, Karl-Heinz Jakobs, Sarah Kirsch, Günter Kunert und Gerhard Wolf wurden aus der SED ausgeschlossen, Stephan Hermlin und Christa Wolf erhielten Parteistrafen. Durch die Ausbürgerung Biermanns verlor die DDR-Führung das Vertrauen großer Teile der Kunst und Kultur – ein wesentlicher Meilenstein auf dem Weg zum Sturz der ostdeutschen Diktatur in der Friedlichen Revolution 1989.

In den 1980er Jahren entstand im Ost-Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg eine Alternativkultur, als Schriftsteller, Dichter und Liedermacher wie Sascha Anderson, Lutz Rathenow, Stephan Krawczyk